

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 58 (2002)
Heft: 5

Artikel: "Die Worte zerfielen mir im Munde..."
Autor: Andreotti, Mario
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-421813>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Die Worte zerfielen mir im Munde ...»

Hugo von Hofmannsthals Diagnose der modernen Sprachkrise

Von Mario Andreotti

Vor etwas mehr als zwei Jahren fand der grosse Kalenderwechsel statt: Das zwanzigste Jahrhundert ging zu Ende, das einundzwanzigste begann. Zeit für abendländische Grossreflexionen, mochte man meinen, für historische Rück- und Ausblicke, für Endzeitwarnungen und Ankündigungen neuer Zeiten. Doch nichts dergleichen traf zu. In den Medien wie in der öffentlichen Diskussion war der Kalenderwechsel nur vorübergehend und fast nur im Hinblick auf mögliche Computerpannen aktuell. Als gewichtiges öffentliches Thema konnte der Zeitenwechsel in seinen historischen Dimensionen kaum gelten. Wenn ein Einschnitt von weltgeschichtlicher Bedeutung festgestellt werden soll, dann lag er rund zehn Jahre früher: beim Niedergang des realen Sozialismus, bei der Auflösung des Ostblocks und der damit verbundenen Wiedervereinigung Deutschlands etwa.

Vor hundert Jahren: eine epochale Wende

Ganz anders hundert Jahre vorher: die Wende vom neunzehnten zum zwanzigsten Jahrhundert. Sie war begleitet von bedeutsamen Umbrüchen, die auf den verschiedensten Gebieten, von der Physik über die Psychologie bis zu Malerei und Musik, neue Perspektiven eröffneten und eine radikale Wahrnehmungs- und Bewusstseinsänderung verursachten. Es war, kurz gesagt, der Beginn der Moderne. Ausgelöst hat diesen ganzen Prozess eine tief greifende Erfahrung, die in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts einsetzte und kurz nach 1900 ihren ersten Höhepunkt erreichte: die Erfahrung vom Zerfall des Universellen in der nachromantischen Epoche. Verantwortlich für diese Erfahrung dürfte unter anderem die Expansion der Naturwissenschaften gewesen sein. Mit ihr schwand der uralte Glaube an eine wechselseitige Durchdringung der Sphären, wie er, betrachtet man die Literatur, etwa für die Romantiker und teilweise auch für die poetischen Realisten noch selbstverständlich gewesen war. Erscheinung und Idee begannen sich zu trennen, und zwar insofern, als die Naturwissenschaften die Idee aus der Natur gleichsam verbannten.

Sprache als Wirklichkeitsabbildung

Das hatte nicht zuletzt auch schwer wiegende Folgen für die Sprache. Die Vorstellung von ihrer Funktion, ihren Möglichkeiten begann zu sich verändern. Doch welche Möglichkeiten hatte man der Sprache bisher zugeschrieben, wodurch war der überkommene Sprachbegriff im Wesentlichen bestimmt? Durch die Idee der Einheit, liesse sich sagen. Nach ihr gibt es eine direkte Beziehung zwischen der Sprache und den durch sie benannten «Dingen», entspricht die Ordnung der Sprache der Ordnung des Seins, ja ist die Sprache im weitesten Sinne ein Abbild der Wirklichkeit. Die Basis dieses Glaubens an den grundsätzlichen Abbildcharakter der Sprache bildet die uralte, bis auf Aristoteles zurückgehende Idee der *adaequatio intellectus et rei*, der Einheit von Denken und Sein. Danach ist der Mensch dazu befähigt, mit Hilfe des Denkens und damit auch der Sprache die «Wirklichkeit» vollkommen zu bestimmen. Schönstes Beispiel für diesen erkenntnis- und sprachtheoretischen Optimismus ist die ganze traditionelle Dichtung, deren Überzeugungskraft sich bis heute daraus ergibt, dass die vom Autor gestaltete, fiktive Welt den Anschein nachgeahmter Wirklichkeit erweckt.

Einsetzende Sprachkrise

In der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts setzt, wie bereits angedeutet, ein Wandel der Sprachauffassung ein. Auf dem Gebiet der Literatur beginnt er im französischen Symbolismus, etwa mit Charles Baudelaires schon 1857 veröffentlichten «*Les Fleurs du Mal*», wo sich die Sprache, weil sich die Wirklichkeit ihr entzieht, von der sie umgebenden Realität erstmals vollkommen ablöst. Die Dichtung wird damit zur *autonomen* Sprachkunst, zur *l'art pour l'art*. Obwohl die Vertreter der um 1880 einsetzenden Gegenströmung, die Naturalisten, unter dem bestimmenden Einfluss des Positivismus, in ihren Werken nochmals versuchen, die «Wirklichkeit», d. h. das, was sie darunter verstehen, sprachlich vollkommen einzufangen, lässt sich dieser Wandel nicht mehr aufhalten. Gerade die Naturalisten haben, ohne dies zu wollen, zum Wandel der Sprachauffassung ganz wesentlich beigetragen. Ihr übersteigter Versuch, die Wirklichkeit abzubilden, musste nämlich aus innerer Konsequenz in die Erkenntnis umschlagen, dass sich die «Wirklichkeit» sprachlich eben doch nicht vollständig wiedergeben lässt. Diese Erkenntnis führt um 1900 bei den antinaturalistischen Autoren zu einer *Sprachkrise*, d. h. zur wachsenden Einsicht, dass Wort und Wirklichkeit einander nicht mehr decken, dass es eine Identität von Sprache und Sein nicht gibt. Mit dieser Sprachkrise verbindet sich eine fundamentale Kritik an der überkommenen

Sprache, an ihrem vermeintlichen Abbildcharakter, aber auch an den ideologisch gewordenen Sprachkonventionen. Der erste Vertreter einer solch radikalen *Sprachkritik* – schon vor 1900 – ist Friedrich Nietzsche¹. Für ihn sind die Wörter nur noch «Scheinbrücken zwischen Ewig-Geschiedenem», ist es ein Irrtum zu glauben, der Mensch besitze «in der Sprache die Erkenntnis der Welt». Eine ähnlich kritische Haltung gegenüber der Sprache nehmen kurz nach der Jahrhundertwende unter anderen Fritz Mauthner, Karl Kraus, Alfred Döblin und Rainer Maria Rilke ein.

Hofmannsthals Chandos-Brief als Zäsur

Ihren wohl deutlichsten Ausdruck findet die Sprachkritik aber in einem literarischen Essay, der im Jahre 1902, also heute vor genau hundert Jahren, gleichzeitig mit Fritz Mauthners «Beiträgen zu einer Kritik der Sprache» und mit Alfred Döblins Nietzsche-Aufsätzen erscheint: in Hugo von Hofmannsthals berühmtem *Brief des Lord Chandos*, der den kurzen Titel «Ein Brief» trägt.

Hofmannsthal, schon als Gymnasiast in Wien ein begnadeter Lyriker, hatte, wohl als Folge einer schweren persönlichen Krise, seit geraumer Zeit kein Gedicht mehr veröffentlicht. Für dieses Versiegen seiner lyrischen Produktion entschuldigt er sich gewissermassen, und zwar in einem fiktiven Brief vom 22. August 1603, indem er den sechsundzwanzigjährigen englischen Dichter Philipp Lord Chandos – gerade so alt ist Hofmannsthal bei der Abfassung des Briefes auch – erklären lässt, warum er vermutlich niemals mehr in seinem Leben etwas Literarisches schreiben werde. Adressat ist der berühmte englische Philosoph und Naturforscher Francis Bacon, der spätere Lord Verulam, der, selber Rationalist und Empiriker, als teilnehmender Freund erscheint und in dem man stets Hofmannsthals Dichterfreund Stefan George, von dem er sich zu lösen begann, gesehen hat.

In der historischen Verkleidung des elisabethanischen Lords beklagt Hofmannsthal den Sprachverlust des Dichters angesichts eines sich auflösenden Weltkosmos ohne verbindliche Wertordnungen. Wie soll der Dichter noch der Schilderer eines Ordo sein, wenn dieser gar nicht mehr existiert? Einstmals erschien ihm «in einer Art von andauernder Trunkenheit das ganze Dasein als eine grosse Einheit: Geistige und körperliche Welt schienen» ihm «keinen Gegensatz zu bilden, ebenso wenig höfisches und tierisches Wesen, Kunst und Unkunst, Einsamkeit und Gesellschaft». Das ist noch das «Damals», die Situation Goethes und Hegels, ja noch eine spätere, als die Wissenschaftsgläubigkeit der Positivisten und Naturalisten die Welt immer noch zusammenhielt.

Jetzt, wo es die Vorstellung einer Einheit von Ich, Sprache und Welt, einer in sich kohärenten Wirklichkeit, nicht mehr gibt, entziehen sich die zufälligen, vereinzelt «Dinge» der Sprache, dem eingrenzenden Wort. Hofmannsthal macht das an einer berühmt gewordenen Stelle deutlich:

Mein Fall ist, in Kürze, dieser: Es ist mir völlig die Fähigkeit abhanden gekommen, über irgend etwas zusammenhängend zu denken oder zu sprechen. Zuerst wurde es mir allmählich unmöglich, ein höheres oder allgemeineres Thema zu besprechen und dabei jene Worte in den Mund zu nehmen, deren sich doch alle Menschen ohne Bedenken geläufig zu bedienen pflegen. Ich empfand ein unerklärliches Unbehagen, die Worte «Geist», «Seele» oder «Körper» nur auszusprechen. Ich fand es innerlich unmöglich, über die Angelegenheiten des Hofes, die Vorkommnisse im Parlament, oder was Sie sonst wollen, ein Urteil herauszubringen. Und dies nicht etwa aus Rücksichten irgendwelcher Art, denn Sie kennen meinen bis zur Leichtfertigkeit gehenden Freimut: sondern die abstrakten Worte, deren sich doch die Zunge naturgemäss bedienen muss, um irgendwelches Urteil an den Tag zu geben, zerfielen mir im Munde wie modrige Pilze.²

Der fiktive Lord Chandos spürt, dass die Wörter, mit denen man bisher die Zusammenhänge der Welt ausgedrückt hat, ihren Sinn verloren haben, und zwar deshalb, weil sie unsere immer komplexer gewordene Wirklichkeit nicht mehr treffen. Sie erstarren zu leeren Hülsen, zu lügenhaften Sprachschablonen. Dabei stehen nicht mehr nur falsche Sprachgewohnheiten zur Debatte, die Abkehr von Konvention und Lüge, sondern die Grenzen der Sprache überhaupt. In der Unfähigkeit der überkommenen Sprache, die «Wirklichkeit» zu benennen, drückt sich letztlich die Unmöglichkeit aus, Ordnung und Sinn der Welt zu erkennen. Hofmannsthals Sprachkrise wird damit zur tiefgreifenden Bewusstseins- und Sinnkrise.

Künstlerische Konsequenzen

Im Chandos-Brief als autobiographischem Zeugnis einer Schaffenskrise drückt sich letztlich der radikale Zweifel an der Möglichkeit aus, literarisch in der herkömmlichen, seit Jahrhunderten gültigen Weise, der fiktiven Welt des Dichters den Anschein nachgeahmter Wirklichkeit zu verleihen, weiterzuschreiben. Auch wenn Hofmannsthal selber aus diesem Zweifel noch keine konkreten künstlerischen Konsequenzen zog, wenn sich sein späteres literarisches Schaffen, seine Erneuerung des Mysterienspiels etwa, weiterhin innerhalb der überkommenen bürgerlichen Tradition bewegte, war der Chan-

dos-Brief für die literarische Moderne insgesamt doch äusserst folgenreich. Zum einen dokumentiert er, indem er zur Ablehnung einer Kunst führte, die weiterhin Wirklichkeitsabbildung sein wollte, recht eigentlich die Wende zur Moderne, und zum andern wurde er zum Ausgangspunkt einer grundsätzlichen *Sprachskepsis*, wie sie bis heute ein Grundthema moderner Werke geblieben ist. Diese Sprachskepsis führte in Drama und Lyrik zum Rückzug der Sprache auf sich selber, ja zu Ihrem teilweisen Verstummen, im Roman zur Verlagerung des Akzents vom Erzählten auf den Akt des Erzählens. Beispiele dafür finden sich seit dem Beginn der literarischen Moderne zur Genüge. Sie reichen vom dadaistischen Montagegedicht über die hermetische Lyrik – man denke etwa an die schwer zugänglichen Gedichte Paul Celans – und die konkrete Poesie bis hin zum experimentellen Roman und zum Theater des Absurden.

Hofmannsthals Chandos-Brief, den bezeichnenderweise schon Kafka gekannt und geliebt hat, war die Diagnose einer gewaltigen Sprachkrise. Dass diese Sprachkrise über die Dichtung der Moderne hinaus auf die verschiedensten Wissenschaften, allen voran natürlich auf die Philosophie, die in der Folge zunehmend zur Sprachkritik wurde, einen nachhaltigen Einfluss ausgeübt hat, sei hier nur noch am Rande vermerkt. Inwiefern wir heute, angesichts des immer häufiger beklagten Sprachzerfalls, bereits von einer neuen Form von Sprachkrise sprechen müssen, bleibt indessen abzuwarten.

Anmerkungen

¹ Vgl. Mario Andreotti: Die Struktur der modernen Literatur. 3. Aufl., UTB 1127, Verlag Paul Haupt, Bern et al. 2000, S. 52 ff.; dazu auch meinen Beitrag «Friedrich Nietzsche und die literarische Moderne» im «Sprachspiegel» 6/2000, S. 210–219.

² Hugo von Hofmannsthal: Das erzählerische Werk. S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 1969, S.106.